

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Der Gänседоктор.

von Gaus-Bachmann.

(Nachdruck verboten.)

Die glücklichsten in der ganzen Gesellschaft waren wohl Gustav, Mariechen und Fritz. Kienholz war froh, wenn Gustav die Gesellschaft Mariechens suchte; er war dann wenigstens von Edith abgelenkt, und daß er Mariechen den Kopf verdrehen könnte, fürchtete er nicht, dazu war die Kleine noch viel zu kindlich, sprang sie doch mit Fritz um die Wette über eine Schnur, die Gustav gespannt hatte, und nahm keinen Anstand, eine etwaige Meinungsverschiedenheit mit dem Brüdchen vor den Augen des Betters mit der Faust auszugleichen.

Da sie sich für derartige Aufwallungen nachträglich furchtbar schämte, und daß sie Tante Emma dann des Abends eine lange und breite Geschichte erzählte, wieso das eigentlich gekommen war, das wußte Papa Kienholz nicht. Mariechen selber wußte aber auch nicht, warum sie sich bei der Tante rechtfertigte, wenn sie etwas Unschickliches getan hatte, das ward ihr erst später klar.

Einmal beim Mittagessen rief Fritz seiner Schwester zu: „Mimi, du hast mir mein Brot weggegessen, gib mir jetzt von deinem.“

„Mimi?“ fragte Kienholz, „wer soll denn das sein?“ „Na, weißt du es denn nicht, Papa, daß unser Mariechen jetzt so heißt?“ antwortete Fritz.

„Ist mir ganz neu,“ entgegnete der Papa; „wer hat ihr denn der Affennamen gegeben?“

Mariechen wurde dunkelrot. „Ich habe mir ihn selbst ausgesucht,“ rief sie eifrig, „weil er mir so gut gefällt; Tante Emma hat mir erzählt, daß sie in Wien zu den Marien immer Mimi oder Mimi sagen und da — da habe ich Mimi gewählt, weißt mir lieber war.“

„Na, wenn's dir gefällt, mir kann's recht sein, nur darfst du nicht verlangen, daß ich es auch sage,“ meinte der Papa. „Ich würde höchstens einen Affen oder einen Pinscher so rufen.“

Am Nachmittage gingen die drei, Gustav, Mariechen und Fritz, durch das Kiefernwaldchen, das zum Gut gehörte; Fritz war zurückgeblieben, er hatte mit dem Stod einen Ameisenhaufen aufgestoßert und sah interessiert dem Treiben des aufgeregten Völkchens zu.

„Sage einmal, Mimi,“ begann Gustav, nachdem er sich umgesehen hatte und Fritz in Beobachtung vertieft fand, „hätte mich dein Papa ausgezankt, wenn du gesagt hättest, daß ich dir den Namen Mimi gegeben habe?“

„Ausgezankt nicht, aber lustig gemacht hätte er sich über dich,“ entgegnete das Mädchen.

„Und das wolltest du nicht, Mimi, gelt?“ fragte er eindringlich und sah sie dabei ernst und zärtlich an.

Sie senkte den Blick und errödete tief. „Nein, das wollte ich nicht,“ sagte sie leise.

„Mimi, süße, kleine Mimi,“ flüßerte Gustav innig, „hast du mich so lieb?“ Er ergriff ihre Hand und zog sie an die Lippen. „Sag's doch, süße, einzige Mimi, nur einmal sag's!“

Da kam Fritz herangestürmt. „Du, Gustav, ist's wahr, daß die Ameisen ganze Städte haben mit Palästen und Häusern und Schulen und Spitälern?“

„Natürlich ist's wahr,“ entgegnete Gustav kurz.

„Dann habe ich jetzt eine Stadt zerstört, eine große, große Stadt,“ erzählte Fritz vergnügt.

„Du hast was richtiges getan,“ versetzte Gustav freundlich, denn er war böse, daß Fritz so zur Unzeit dahergekommen war. Dann wandte er sich wieder dem Mädchen zu: „Sag's, Mimi, sag's, ist es so?“ bat er.

„Was will sie dir denn nicht sagen?“ fragte Fritz neugierig; „soll ich sie küssen, bis sie dir's sagt?“

„Danke, Fritzchen, nein,“ sagte Gustav, „sie wird's schon selber sagen, gelt Mimi?“

„Ja,“ antwortete sie.

„Was ja?“ fragte Gustav wieder; „bloß, daß du es sagen willst, oder daß es so ist, wie ich glaube?“

„Daß es so ist, wie du glaubst,“ entgegnete Mariechen.

Da faßte sie Gustav plötzlich um die Mitte, hob sie in die Höhe und stieß einen so lauten Zuchschrei aus, daß die Geschwister zusammenfuhren.

„Warum hast du denn so geschrien?“ fragte Fritz, als Mimi wieder auf dem Boden stand.

„In den österreichischen Bergen da schreien sie so, wenn sie sich über etwas freuen, so recht von Herzen freuen,“ erklärte Gustav; „und seit ich das in den Bergen gelernt habe, weiß ich auch, daß es nichts Natürlicheres und nichts Selbstverständlicheres gibt, als seine Freude so auszudrücken. Zuhuuu!“ Klang es wieder aus Leibeskraft und Fritz schrie mit, weil ihm das ungeheuer gefiel.

„Du hast nur geschrien, Fritzchen, und nicht gesucht,“ sagte Gustav ganz ernsthaft, „siehst, so mußt du es machen.“

Und er suchte vor und der Fritzchen machte es nach bis sie beide außer Atem waren.

Als sie ein wenig verschnauft hatten, fragte der Anabe: „Aber sage, Gustav, worüber hast du dich denn eigentlich so gefreut?“

Gustav schwieg einen Augenblick, dann sagte er lächelnd: „Weißt du, die Mimi hat mir was versteckt und hat mir's nicht zeigen wollen und nun habe ich's erraten.“

„Was hat sie dir denn versteckt?“ fragte Fritz neugierig.

„Ein Herz,“ antwortete Gustav schnell.

„Eins von Zuder?“

„Natürlich ein süßes, ein ganz süßes,“ erwiderte der Better und sah dabei Mariechen anig an.

„Wo hast du's denn versteckt?“ wandte sich der unabweisbare Fritz an die Schwester.

„Ja, dir werde ich es extra sagen,“ entgegnete das Mädchen, das sich inzwischen gefaßt hatte, „damit ich gar nichts vor dir sicher habe, du kommst mir ohnehin über alles.“

„Ich werde es schon finden, du falsche Kage, wach nur!“ drohte Fritz.

„Ja, suche nur!“ rief Mimi fröhlich, und unter Lachen und Lachen setzten sie ihren Weg fort.

Aber von der Stunde an ward Mariechen anders; sie sprang nicht mehr über die Schnur, sie ließ die Ärmel nicht mehr herunterhängen, sondern legte sie um den Kopf; sie weigerte sich, die kurzen, alten Kleider zu tragen und sie kniff und puffte den Bruder nur mehr, wenn er zuerst damit anfing. Ganz mit dem Bissen und Kneifen aufzuhören, wie sie es gerne gewünscht hätte, ging leider nicht an, sonst wäre Fritz gar zu frech geworden; mit Ernst

...wird die Dame nicht bei dem Folgenden an, das Verhängnis
...sich nicht zu dem Ende, was Fräulein ziemlich
in Anspruch nahm, nämlich die Kisten aus Wien. Sie
enthielten reiche Geschenke für alle, aber für ihn kam nur
eins in Betracht: das Rad. Den ganzen Tag saß er da-
rauf, das heißt, er lag auch sehr häufig daneben oder da-
runter, aber er war mit dem Rad beschäftigt. Mit Stolz
zeigte er die Flecken auf seinem Körper; alle Farben vom
hellsten Grün bis zum dunkelsten Violett, vom zartesten
Blau bis zum tiefsten Orange waren darauf vertreten.

Amalie war sehr verstimmt. Die reichen Geschenke
Emmas ärgerten sie teils und machten sie teils stutzig;
vielleicht war diese Emma doch besser gestellt als man
annahm. Sie beruhigte sich erst, als Better Ferdinand
die Befürchtung aussprach, die liebe Verwandte sei die
Geschenke schuldig geblieben und er werde zu gelegener
Zeit die Rechnung dafür bekommen.

Edith machte ihr schwere Sorge; sie setzte ihren Plä-
nen keinen offenen Widerstand entgegen, förderte dieselben
aber auch nicht; mit Recht fürchtete die Mutter, Walde-
mar könne des Werdens überdrüssig werden. Dem mußte
vorgebeugt werden und sie beschloß, Ediths gedrücktes
Wesen auf ein Unwohlsein zu schieben.

Selbst Kienholz, der wahrlich kein scharfer Beobach-
ter oder Seelenforscher war, merkte den Zwang, der in
dem Verkehr der beiden Menschenkinder lag, deren Ver-
einigung er wünschte.

"Du kommst nicht von der Stelle, Waldemar," sagte er
eines Morgens grollend zu seinem Sohne. "Edith macht
sich nichts aus dir, du verstehst dich nicht ins rechte Licht
zu setzen. Ein wahres Glück, daß Gustav sich so wenig
um sie kümmert; aber wenn er es einmal tut, dann nicht
er dich aus, das ist gewiß."

"Nein, Papa," entgegnete Waldemar, "auch der nicht,
trotzdem er ein jeder Draufgänger zu sein scheint. Diese
Edith ist ein trostloses Geschöpf. Siehst du, ich habe ja
in der Tanzschule und sonst auch allerlei Mädchen kennen
gelernt, kluge und dumme, sentimentale und überhöfliche,
schüchterne und kokette, aber so was, wie diese Edith, ist
mir noch nicht vorgekommen. Das geht immer umher wie
eine geknickte Lilie, was soll man damit machen? Vater,
das Mädchen ist krank oder trägt irgend einen im Herzen."

"Dann mußt du ihn rausstechen, rausstechen um je-
den Preis," rief Kienholz energisch. "Es ist Ehrensache
für dich, verstehst du?"

Waldemar suchte die Achseln. "Gib mir das Rezept,
Papa, ich will gehorfolgsamst danach verfahren."

"Rezept, Rezept," rief Kienholz hervor. "Den Teufel
auch! Nach dich interessant, Frauenzimmer ist Frauen-
zimmer, ein Eiszacken wird diese Edith auch nicht sein."
Da pochte es an die Türe. Die beiden sahen her-
um und riefen "Herein!" Amalie trat ein, Kienholz eilte
ihren entgegen.

"Guten Morgen, liebe Amalie! Gut geschlafen?
Was führt dich so früh zu mir?"

"Die Sorge, lieber Ferdinand," entgegnete sie seuf-
zend und ließ sich in einen Stuhl fallen, "der Kummer,
der mich nicht schlafen läßt."

"Kummer, liebe Kusine?" fragte Kienholz teilneh-
mend; "ja, was ist denn?"

"Edith macht mir Sorge, sie ist wieder so blaß. Ich
weiß nicht, tut ihr die Luft nicht gut oder das Wasser
oder was sonst; ich möchte gern einen Arzt fragen und da
wollte ich dich bitten, nach ihm zu schicken."

"Natürlich, sofort," sagte Kienholz eifrig. "Ist Edith
noch zu Bett?"

"Ach, schon lange nicht mehr, sie sitzt bei einem Buch,
blüht aber träumend darüber hinaus."

"Wer weiß, was für ein sentimentaler Kram das
wieder ist," postelte Kienholz, "man darf es ihr nicht
lassen. Waldemar, gehe hinein und heitere deine Kusine
ein wenig auf. Es ist doch erlaubt?" wagte er sich fra-
gend an Amalie.

"Gewiß, gewiß," erwiderte diese, "ich bin sehr er-
freut darüber. Also du schickst nach dem Arzt?"

"Unverzüglich, meine Leure."

"Dann gehe ich ein wenig Collette machen," sagte
Amalie sichtlich beruhigt und ging zur Türe hinaus, die
Schlebbe ihres Schlafrodes grazios aufraffend. Walde-

mar folgte ihr. Gedankenvoll blühte ihnen Stienholz nach und schüt-
tete den Kopf, da trat Frau Betti ein.

"Was soll ich denn heute kochen, Ferdinand? Was
wird denn ihre Hoheit heute zu speisen geruhen?" fragte
spitzig, wie gewöhnlich, wenn sie von Amalie sprach.

"Deine ewige Gereiztheit ist langweilig, Betti," ver-
setzte Kienholz ärgerlich. "Was hatten wir denn gestern?"

"Rebhühner."

"Und vorgestern?"

"Süßner und grüne Erbsen."

"Ach Gott, richtig!" rief er vergnügt; "dabon war
ja Amalie so entzückt. Also wieder Süßner und grüne
Erbsen."

"Waldemar mag sie aber nicht, ich auch nicht, Fritz
und Emma auch nicht," entgegnete die Frau.

"Aber Amalie ist sie gern und damit basta!" Er
durchschnitt die Luft mit der Hand als Zeichen, daß die
Sache für ihn abgetan sei. "Mache mir den Kopf nicht
voll mit deinen Albernheiten, wir stehen vor einer neuen
Gefahr."

Sie schürzte verächtlich die Lippen. "Ach, diese Ge-
fahren! Wohl wieder ein Mann im Anzuge? Ja, richtig,
der alte Grundmann fährt ja heute heraus, um uns Eier
abzulaufen, und wer weiß —" sagte sie spottend.

"Nach keine faulen Witze und höre zu. Amalie will
durchaus einen Arzt haben, weil Edith täglich bleicher
wird, wie sie behauptet."

"Na, und?" fragte Betti. "So laß doch einen kom-
men."

"Und das sagst du nur so, leichtsinniges Geschöpf?"
fuhr er sie an; "denkst du nicht daran, daß unser neuer
Doktor ein Adonis, ein Apollo, kurz, das Entzücken aller
Mädchen ist? Und unverheiratet noch dazu! Nein, der
darf nicht ins Haus."

"Was willst du aber machen?"

"Ich habe eine großartige Idee!" Er richtete sich
hoch auf und sagte fast feierlich: "Ich lasse den Liebhardt
holen."

Erschrocken wich die Frau zurück. "Ferdinand, bist
du verrückt? Den Tierarzt?"

"Schrei doch nicht so," flüsterte er ängstlich. "Ja,
den Tierarzt."

"Das dulde ich nicht," sagte sie entrüstet. "Daß du's
nur weißt, so wenig, wie ich die alte Komödiantin —"

"Betti!" rief Kienholz warnend.

"Ja, die alte Komödiantin," erwiderte die Gattin
energisch; "so wenig ich die ausstehen kann, so sympathisch
ist mir Edith. Der arme, blasse Barum dauert mich, daß
er so eine verrückte Mutter hat. Das Kind ist nur krank
von dem ewigen Umherzigeunern: heute in Aegypten und
morgen in Norwegen, am Dienstag bei den Kaffern und
am Samstag bei den Eskimos. Gott weiß, wo diese alte
Zigeunerin sie überall hingeschleppt hat. Das Mädel
braucht Ruhe und eine vernünftige Behandlung von einer
ruhigen Frau."

"Na, siehst du," rief Kienholz triumphierend, "daß
meine ich auch und darum hat's keine Gefahr, wenn ich
den Tierarzt holen lasse; Krankheit ist keine da und ich
werde ihn schon abrichten."

"Liebhardt ist doch auch ein Mann und ein Jung-
geselle dazu," wendete Frau Betti ein.

"Ja, aber ein ungesährlicher," entgegnete ihr Gatte.
"Er ist dick und die dicken Leute sind nicht gefährlich. Sei
nur so gut und bereite die Kinder vor, daß sie sich nicht
verraten."

"Weiß Gott, Ferdinand," meinte Betti gebrüllt,
"wenn Waldemar wirklich den Goldfisch fängt — immer
vorausgesetzt, daß es einer ist, woran ich stark zweifle —
dann ist es ein sauer Stück Arbeit für uns alle gewesen.
Aber ich fürchte, es kommt noch eher zu einem Krach."

"Den zu verhüten, laß meine Sorge sein," sagte er
würdevoll; "und jetzt schide mich den Christian."

Die Frau verließ das Zimmer und bald trat
Christian ein.

"Christian, spanne ein und fahre gleich nach Grün-
lande zum Herrn Liebhardt," befahl er.

"Oho, ist mit dem Schimmel wieder was los?" fragte
der Alte interessiert.

(Fortsetzung folgt.)

Des Briefmarbers Entdeckung.
Stimme von Friedrich Thiene.

(Nachdruck verboten.)

„Mein Name ist Siebold — Kaufmann Siebold aus der Humboldtstraße.“

„Sehr wohl — was steht zu Ihren Diensten?“
Postdirektor Helbig winkte mir, Platz zu nehmen. Ich tat es.

„Ich komme in einer eigenartigen Angelegenheit, Herr Direktor. Nicht, um jemand anzuklagen, verstehen Sie mich recht. Aber meines Erachtens liegt es nicht sowohl in meinem, als auch im Interesse der Post —“

„Sie wollen Beschwerde führen?“

„Ja.“

„Dann bedarf es keiner Entschuldigung. Worum handelt es sich?“

„Um — einen Brief — der mir verloren gegangen ist.“

Der Postdirektor erhob sich von seinem Stuhle, schob denselben zurück, stellte sich mit dem Rücken gegen seinen Schreibtisch und stützte beide Handflächen auf dessen Ranten.

„Wie? Ein Brief — hier bei uns?“

„Eigentlich mehrere Briefe — drei. Bei einem bin ich nur meiner Sache nicht so sicher.“

„Erzählen Sie, bitte. Wie kommen Sie zu der Vermutung, daß die Briefe auf der Post verloren gegangen sind?“

„Vor vierzehn Tagen,“ berichtete ich, „teile ich einem Leipziger Freunde mit, daß ich am anderen Tage dort eintreffen werde. Ich bat ihn, mich am Bahnhof zu erwarten. Ich langte an, aber mein Freund war nicht da. Als ich ihn aufsuchte, war er höchst erstaunt, mich zu sehen. Er hatte den Brief nicht erhalten.“

„Vielleicht stellte er den Empfang absichtlich in Abrede.“

„Ich glaube es nicht, will aber die Möglichkeit nicht abstreiten. Das ist eben der Fall, in dem ich mir nicht ganz sicher bin. Doch hören Sie weiter: Etwa drei Tage später bestellte ich bei Müller u. Co. in Halle einen Posten Waren, den sie mir, da ich ganz ausverkauft hatte, durch Eilboten mit der Post senden sollten. Nachdem ich am vierten Tage noch ohne die Sendung war, depeschierte ich und erhielt umgehend die Antwort: Brief nicht eingetroffen. Was sagen Sie dazu?“

„Das ist allerdings höchst auffällig. Und der dritte Fall?“

„Ich sandte vor einigen Tagen an eine Firma in Magdeburg eine äußerst wichtige Auskunft, um die ich gebeten worden war. Auch dieser Brief ist nicht an seine Adresse gelangt, denn heute erkundigte sich die Firma auf telegraphischem Wege nach dem Verbleib der Auskunft.“

Helbig ging aufgeregt auf und ab.

„Um — um — und woraus schließen Sie, daß die Briefe gerade hier abhanden gekommen sind?“

„Weil alle drei nach verschiedenen Orten gingen. Wenn auch ein Brief verloren gehen kann, so wäre doch der Verlust von dreien in drei verschiedenen Orten geradezu wunderbar. Die Ursache des Verlustes muß daher am Orte der Absendung zu suchen sein.“

„Allerdings — doch könnte nicht einer Ihrer Leute —“

„Nein, denn zwei der Briefe habe ich selbst besorgt. Ich will niemand beschuldigen, Herr Direktor — indessen es ist alles schon dagewesen. Wer kann wissen, ob nicht auch anderen Firmen Briefe verloren gegangen sind?“

Der Direktor nickte. „Sie haben recht — und noch mehr: ich will Ihnen offen bekennen, Sie sind nicht der erste, der Beschwerde führt. Es sind mir in den letzten acht Tagen schon mehrfach Briefe als verloren gemeldet worden.“

Ich blickte überrascht auf. „Was können Sie in der Sache tun?“

Helbig setzte sich wieder. „Wenig und viel,“ antwortete er vorsichtig. „Vor allem bitte ich um strengste Diskretion. Ich muß behutsam zu Werke schreiten, damit der Schuldige nicht gewarnt wird.“

„Wäre es nicht das einfachste, bei den in Betracht kommenden Beamten Haussuchung stattfinden zu lassen?“

Der Direktor schüttelte das Haupt und sagte: „Nein. Nicht nur würde es ungerecht sein, meinen Beamten den

einzelnen der Schuldige sein kann, sondern der letztere ist auch in den meisten Fällen zu schamlos, in seiner Wohnung Spuren seiner strafbaren Tätigkeit zu dulden. Das Resultat ist also kein anderes, als daß eine Anzahl Ehrenmänner schwer getränkt wird und der Spitzbube gewarnt ist.“

„Sie haben recht. Aber etwas muß doch geschehen.“

Denken Sie, welche Folgen der Diebstahl eines einzigen Briefes nach sich ziehen kann.“

„Ich weiß das und werde auf der Stelle handeln. Doch habe ich einen eigenen Plan, der mich hoffentlich zum Ziele führt, ohne daß ich Unschuldige in Verdacht bringe. Sie aber möchte ich bitten, mir Ihre Hilfe zu dessen Ausführung zu leihen.“

„Mit Freuden, Herr Direktor. Was kann ich tun?“

„Zunächst beantworten Sie mir, bitte, die Frage: Haben Sie die vermischten Sendungen einem Briefkasten anvertraut oder sind dieselben im Postgebäude zur Abgabe gelangt?“

„Jenen nach Leipzig habe ich während eines Spazierganges unterwegs in einen Kasten geworfen, den an Müller u. Co. hat mein Laufbursche nach dem Briefkasten an unserer Straßenecke getragen. Den dritten Brief habe ich selbst mit nach dem Postamt genommen.“

„Gut. Das beweist mir, daß die Briefe nicht auf dem Wege vom Kasten nach der Post, sondern im Postgebäude selbst verschwunden sind.“ Mit diesen Worten schritt Helbig auf die Tür zu und rief den Befehl in das Nebenzimmer hinüber, sofort Herrn Sekretär Mohr zu ihm zu beschicken. Eine Minute später erschien der Gerufene, ein alter grauhaariger Beamter mit bleicherem Gesicht und freundlichem Wesen.

„Sagen Sie, Herr Mohr,“ wandte sich der Direktor an ihn, „wer hat in den letzten acht Tagen das Abstampfen der Briefe besorgt? Haben Sie bestimmte Leute dazu herangezogen oder haben die betreffenden Unterbeamten nach Maßgabe ihrer Zeit geholfen?“

„Nein, Herr Direktor. Es sind immer dieselben Leute zur Verwendung gekommen.“

„Wieviel im ganzen?“

„Sechs.“

„Und wer sind dieselben?“

„Möhring, Sonnemann, Schröder, Michael, Tolansky und Held.“

„Sind alle gleichzeitig tätig gewesen oder jeder an bestimmten Tagen? Oder hat keine bestimmte Ordnung bei der Verteilung der Arbeit stattgefunden?“

Der Sekretär zuckte die Achseln.

„Die Leute haben gearbeitet, wie es eben die Gelegenheit hergab.“

„Gut, Herr Mohr. Sehen Sie sich einen Augenblick, wir sprechen dann weiter. Ich habe noch etwas mit diesem Herrn zu reden.“ Er winkte mich nach dem Fenster.

„Wollen Sie die Güte haben, eine Anzahl Briefe für mich zu schreiben?“ flüsterte er.

„Haben Sie nicht irgendwo, in Berlin, Halle, Leipzig, Magdeburg, Frankfurt, also in einer der großen Stationen, wohin ein Brief innerhalb 24 Stunden zu gelangen und ausgetragen zu werden pflegt, einen zuverlässigen Freund?“

Ich dachte nach. „O gewiß.“

„Der Ihnen den Gefallen tun würde, einige Tage hintereinander täglich zu depeschieren? Selbstverständlich alles auf Kosten der Post.“

„Mein Freund Olbe in Halle. Aber wozu —“

„Zum Zwecke der Entdeckung des Briefmarbers. Heute ist Donnerstag — noch ist es nicht elf Uhr. Haben Sie Fernsprechverbindung?“

„Ja.“

„Und der Herr in Halle ebenfalls?“

„Natürlich.“

„Um so besser. So lassen Sie sich, zu Hause angekommen, gefälligst sofort mit ihm verbinden und teilen Sie ihm mit, Sie würden ihm täglich zwei Briefe schreiben, von heute ab etwa acht bis zehn Tage lang. Die Briefe würden jeden Vormittag um zwölf Uhr abgehen, sie müßten also mit der ersten Morgenpost in seinem Postfach sein. Der Sicherheit halber soll er die zweite Poststellung abwarten, dann aber täglich ohne Zeitverlust telephonieren, ob er die Schreiben erhalten hat oder nicht.“

„Und was soll ich ihm schreiben?“ Traud etwas ganz persönlich, doch in völlig ruhiger, sanfter, bittender, heute an, und zwar sofort, wenn Sie nach Hause kommen. Nehmen Sie verschiedene Briefumschläge, lassen Sie die Adressen von verschiedenen Personen schreiben, schicken Sie jeden Tag die Briefe persönlich an mich in verschlossenem Umschlag und schließen Sie ein Stück Pappe oder steifes Papier von der Größe einer Banknote in jedem Briefumschlag mit ein. Und sobald der Herr in Halle Ihnen mitteilt, daß einer der Briefe nicht eingetroffen ist, kommen Sie, bitte, zu mir.“

„Sehr gern, Herr Direktor, wenn ich auch —“

„Ich erkläre Ihnen, wenn der Plan gelingt, alles. Gehen Sie.“

Ich ließ mir die Anweisung nochmals wiederholen, dann begab ich mich nach Hause, telephonierte an Olbe, der sich bereit erklärte, meinen Wunsch pünktlich zu erfüllen, schrieb die Briefe und trug sie selbst zum Direktor. Schon am anderen Morgen gegen neun Uhr klingelte Olbe mich an, um mir das prompte Eintreffen der ersten zwei Schreiben mitzuteilen. Dasselbe geschah am Sonnabend. Am Sonntag wartete ich dagegen vergeblich auf das Signal. Erst einige Minuten vor zwölf Uhr rief mich Olbe an den Apparat. „Ein Brief mit beiden Morgenbestellungen nicht eingetroffen“, lautete die Meldung.

So rasch ich vermochte, eilte ich zum Direktor, der im Postgebäude wohnte, ihm die Kunde vom Verlust des Schreibens zu bringen.

Er dankte lebendwürdig und bat mich, noch einige Tage mit den Sendungen fortzufahren. „Nur noch zwei Tage“, sagte er, „dann, hoffe ich, ist alles in Ordnung. Doch genügt fortan ein Brief täglich meinem Zwecke.“

Der nächste Brief erreichte seine Adresse, dagegen blieb am Dienstag wiederum die Nachricht bis Mittag aus und zeigte, wie ich danach vermutet, den Verlust der Sendung an. Als ich dem Direktor die Botschaft brachte, reichte er mir die Hand mit den Worten:

„Jetzt haben wir unseren Mann — heute abend halb neun Uhr will ich Ihnen denselben vorstellen. Kommen Sie, bitte, um diese Zeit zu mir.“

Natürlich war ich pünktlich zur Stelle. Wir gingen durch mehrere Büreaus hindurch in das Abstempelungszimmer, wo wir um diese Stunde nur noch vier Personen anwesend fanden. Zwei standen an einem Fenster, ihr Abendbrot verzehrend. Zwei waren mit Abstempeln beschäftigt; jeder stand, dem anderen den Rücken zuehend, an einem Tische, vor sich große Stöße von Briefen und Kreuzbändern. Langsam an meiner Seite hindurchschlendern, als beabsichtige er nur, mir den Raum zu erklären, blieb der Direktor plötzlich vor einem der Männer, die uns beim Eintritt mit ehrerbietigem Gruße empfangen hatten, stehen und rebete ihn an:

„Michael, Sie sind dringend verdächtig, daß in Sie gesetzte Vertrauen schändlich zu mißbrauchen. Sie haben sich bisher treu und fleißig bewiesen, ich will Ihnen Gelegenheit geben, sich von dem Verdachte zu reinigen. Leeren Sie Ihre Taschen aus!“

Selten erblickte ich in den Zügen eines Menschen eine so blühtartige und durchgreifende Veränderung. Der Unglückliche begann zu zittern und zu schwanken, das Weiß des Todes entfärbte Stirn und Wangen, seine Augen richteten sich mit dem Ausdruck tödlichen Schreckens auf den Direktor.

„Herr Direktor, ich — bin — unschuldig“, stammelte er. „Daß sollen Sie mir eben beweisen! Zeigen Sie mir Ihre Taschen!“

„Mein Gott, Herr Direktor, — dieser — entehrende — Verdacht —“

Helbig drückte auf eine Schelle. Ein anderer Subalternbeamter erschien in der Tür.

„Leeren Sie diesem Mann die Taschen aus!“

Da hielt es der Schuldige für geraten, zu bekennen.

„Gnade, Herr Direktor, ich will alles gestehen“, jammerte er.

„Sie hätten die Folgen Ihrer Handlung eher bedenken sollen. Sie wissen, wie streng die Strafen sind, und daß ich nichts an Ihrem Schicksal zu ändern vermag. Sie sind unverheiratet und jung. Not hat Sie nicht dazu getrieben. Ich habe mich bereits erkundigt. Sie führen einen leichtsinnigen Lebenswandel, besuchen verrufene Lokale und ber-

stehen nicht, die Verbrechen zu begehen, die Sie begehen wollen, die Sie dadurch erbeuten, legen Sie selbst die höchsten und heiligsten Interessen aufs Spiel, richten in Familien und Geschäften unsägliche Verwirrung an. Nun nehmen Sie die Konsequenzen Ihres Handelns auf sich.“

Der ungetreue Beamte wurde durchsucht, mehrere Pakete Briefschaften, die er an diesem Abend beiseite geschafft, kamen aus seinen Taschen zum Vorschein. Er gestand, seit vierzehn Tagen bei Gelegenheit des Abstempelns die ihm anvertrauten Sendungen um ähnliche Mengen beraubt zu haben. Alle Briefe, die mit mehreren Worten besetzt waren, die einen besonderen Inhalt zu haben oder nur einer oberflächlichen Charakter zu tragen schienen, hatte er heimlich zu sich gesteckt, zu Hause abgemerkt und ihrer Frankatur und ihres sonstigen Inhalts beraubt. Der Herr Helbig aber schüttelte mir die Rechte und sagte erklärend:

„Es ist alles auf das Beste gelungen, haben Sie Dank Herr Siebold, für Ihre Unterstützung. Ich sehe Ihnen an, daß Sie gern Aufklärung wünschen. Nun wohl, mein Plan war so einfach wie möglich. Wir hatten festgestellt, daß nur hier am Orte, und zwar auf dem Postamt selbst die Ursache der Briefverluste zu suchen sein konnte, nicht wahr?“

„Sehr richtig!“

„Unser Postamt ist keines der größten, der Verkehr um die jetzige Zeit nicht allzu bedeutend. Nur sechs Mann haben, wie Sie gehört haben, an den in Betracht kommenden Tagen das Abstempeln abwechselnd besorgt; diese entleerten auch selbstständig die Körbe der am Postgebäude selbst befindlichen Briefkästen. Ich erteilte nun, Sekretär Mohr ins Vertrauen ziehend, diesem den Auftrag, für die nächsten Tage ausschließlich diese sechs Mann, und zwar in drei Abteilungen von je zwei Mann, für einen bestimmten Tag zum Abstempeln zu verwenden. Sie aber hat ich um die Gefälligkeit mit den Briefen. Das Glück war uns günstig. Der Brief mit der bedeutenden Padeinslage reizte den Briefmarkter gleich das erste Mal. Nun blieb mir noch zu ergründen, welcher von den Zweien, die jeden Tag die Arbeit besorgten, der Schuldige war. Ich ordnete deshalb an, daß Mohr, ganz unauffällig, während der nächsten beiden Tage je einen von beiden in Gemeinschaft mit einem Unverdächtigen die Arbeit des Abstempelns übertragen sollte. Die in Betracht kommenden zwei Personen waren Tolanski und Michael. Tolanski hatte den ersten Tag, da blieb der Brief unangerührt. Am andern Tage, wo Michael mit abstempelte, verschwand er — damit hatte ich den Schuldigen gefaßt.“

„Wozu bedurften Sie aber erst täglich zweier Briefe und dann nur noch eines einzigen zur Ausführung Ihres Planes, Herr Direktor?“

Helbig lachte und antwortete mit schlaudem Augenzwinkern: „Weil ich jedem der beiden Beamten einen der Briefe unter die von ihm abzustempelnden Sachen einzuschmuggeln hatte, verstehen Sie? Wer weiß, ob andernfalls der Brief gerade in die Hände des Richtigen gelangt wäre. Sobald aber nur noch zwischen Zweien zu entscheiden war, genügte ein Brief, da täglich nur einer von beiden mitwirkte. Deshalb hat ich Sie auch, die Briefe mir persönlich zur Weiterbeförderung zu schicken, damit ich jedem der beiden Abstempeler einen in seinen Vorrat hineinbugsiert lassen konnte; hätten Sie die Schreiben jedoch in den Kasten geworfen, so hätte vermutlich einer von den Zweien auch beide erhalten, und dann waren wir lediglich einem glücklichen Zufall preisgegeben. So bin ich ans Ziel gelangt ohne fruchtlose Hausdurchsuchung, falsche Verdächtigung, ja sogar ohne Polizei. Und nun seien Sie nochmals behutsam für Ihre freundliche Unterstützung!“

**** Zwei Köpfe mehr.** Aus Buchholz in Sachser wird den „Leipz. N. N.“ geschrieben: Bei der Verteilung von Brotbüchern auf dem Rathause erschien ein kleiner Junge, nennt Wohnung und Familiennamen, wie es vorgeschrieben ist und sagt: „Ich möchte noch 2 Brotbüchl für zwei Köpp.“ Der Beamte sieht im Verzeichnis nach und erwidert: „Ihr habt doch schon ein Buch für fünf Köpfe gestern bekommen!“ Aber der Junge läßt sich nicht irre machen: „Ja, mir sein aber ich zwei Köpfe mehr, mei Mutter hat die Nachl Zwillinge kriegt!“